



Kai Artinger

Jagd auf Westheims Sammlung

Kriminalroman

VDC

Kai Artinger

Jagd auf Westheims Sammlung

VDG

© Verlag und Datenbank für Geisteswissenschaften,
Weimar 2014

Kein Teil dieses Werkes darf ohne schriftliche Einwilligung des Verlages in irgendeiner Form (Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme digitalisiert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Die Angaben zum Text und Abbildungen wurden mit großer Sorgfalt zusammengestellt und überprüft. Dennoch sind Fehler und Irrtümer nicht auszuschließen, für die Verlag und Autor keine Haftung übernehmen.

Coverabbildung:
Kai Artinger

Layout & Satz:
Andreas Waldmann

Druck:
Schätzl Druck Donauwörth

ISBN ISBN: 978-3-89739-804-7

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://d-nb.de> abrufbar.

Kai Artinger

JAGD AUF WESTHEIMS SAMMLUNG

Krimi

Die Handlung dieses Kriminalromans und alle Protagonisten sind frei erfunden. Die historische Persönlichkeit Paul Westheim und der Fall seiner im Zweiten Weltkrieg verloren gegangenen Kunstsammlung haben aber tatsächlich existiert. An sie möchte dieser Roman erinnern. Sie sind zum Teil so bizarr und geheimnisvoll, sie könnten selbst einen Kriminalfall abgeben. Wenn es in dieser Erzählung gewisse Parallelen mit Westheims Biographie gibt, so sind sie beabsichtigt. Das gilt aber nicht für die Kriminalhandlung, die ganz der Phantasie des Autors entsprungen ist. Tatsächlich liegen die wahren Umstände, durch die der (jüdische) Kunstsammler Westheim seine geliebten Werke verlor, bis heute weitgehend im Dunkeln. Das gilt auch für die Zusammensetzung seiner Sammlung, die Westheim nach dem Kriege nur mühevoll aus der Erinnerung und ohne Belege mit großen Lücken aufzulisten vermochte. Aus diesem Grunde sind die in der Geschichte genannten Werke alle Produkte der literarischen Imagination. Doch die genannten Künstler kannte Westheim entweder tatsächlich oder aber er hätte sie kennen können. Das Schicksal seiner Sammlung lässt sich wohl nie mehr vollständig aufklären, weil zuviel Zeit verstrichen ist. Die unabhängige und die staatlich unterstützte Provenienzforschung, die heute die Herkunft und Besitzerverhältnisse von ehemaligem jüdischem Kunstbesitz in öffentlichen Museen untersucht, hat erst vor einigen Jahren begonnen, intensiver nach dem Verbleib jüdischer Sammlungen zu fahnden. Heute gibt es ein kritisches, wissenschaftlich fundiertes Bewusstsein von den historischen Ereignissen und dem Unrecht im Nationalsozialismus. In den frühen 1970er Jahren, in denen dieser Roman spielt, fand man es in der breiten Öffentlichkeit noch nicht vor.

WILHELM LEHMBRUCK

1.

West-Berlin 1972 | Erinnerungen der New Yorker Ethnologin Susan Bell
[im Folgenden nur noch „Bells Erinnerungen“]

Die Forschungsreise hatte ich lange geplant und hohe Erwartungen an sie geknüpft. Aber gleich bei der Ankunft gab es Chaos. Vor dem Abflugterminal empfing uns ein Pfeifkonzert. Perplex sah ich mich einer Menschenmenge gegenüber. Transparente wogten über den Köpfen. Die auf ihnen stehende Botschaft war knapp: „Verschwindet!“ Auf einem selbst gemalten Schild las ich: „Ami – go home!“ Auf einem anderen das nicht totzukriegende Motto: „Make love, not war.“

Es brach ein Tumult aus. Ich, in einer Gruppe von Landsleuten, einer Delegation von Regierungsbeamten, stand mitten drin. Nichts ging mehr, weder vor noch zurück, nicht rechts, nicht links. Polizisten liefen umher, mehr kopflos als planvoll. Die Ordnungshüter waren nicht Herr der Lage, sie waren offensichtlich von den Demonstranten überrumpelt worden. Ich stand da, mit meiner Umhängetasche und den beiden Koffern, und schaute überrascht auf die entfesselten Kräfte, so als gehörte ich nicht dazu, als sei ich Zaungast. Köpfe mit langen wehenden Haaren wirbelten um mich herum, aggressive Gesten schüchterten mich ein. Trillerpfeifen, die in den Ohren schrillten, taten ein Übriges dazu und sie trugen nicht zur Beruhigung der Lage bei. Lautsprecher forderten dazu auf, umgehend den Platz zu verlassen. Der Alarm von Martinshörnern schwoll an und ab. In dem Durcheinander verlor ich die Orientierung.

Die Polizei erhielt Verstärkung. Ich versuchte, mit den Koffern Richtung Taxistand durchzukommen. Hatte kurzzeitig sogar Glück. Für einen Augenblick tat sich eine Schneise auf, ich sah, wie es einem Mann gelang, in ein Taxi zu steigen. Den Glücklichen erkannte ich, er war mit mir geflogen. Wegen meines verspäteten Boarding – eigentlich hatte meine Reise schon in New York unter keinem guten Stern gestanden, weil mein Taxi durch einen Stau aufgehalten worden war – hatte er mich böse angeschaut. Abgehetzt und verschwitzt sah ich mich suchend nach meinem Platz in der Kabine um. Der Mann war mir aufgefallen, denn er war sehr hellhäutig und groß, während sein zur Bürste geschnittenes Haar schwarz war. Das ergab einen seltsamen Kontrast, bei dem ich aber nicht lange verweilen konnte, weil mich seine stechenden Augen zu meinem Platz vertrieben.

Kaum hatte sich das Taxi mit seinem Fahrgast in Bewegung gesetzt, schloss sich die Schneise in der Menge wieder. Ich unternahm den halbherzigen Versuch, mich vorzuarbeiten, um zum Taxistand zu gelangen, doch nach wenigen Metern baute sich ein breitschultriger Mann vor mir auf und fragte mich auf Englisch, wie ich mit dem Babyabschlachten und Zurückbomben in die Steinzeit leben könne. Ich starrte ihn fassungslos an und als ich die Sprache wieder gefunden hatte, fragte ich im akzentfreien Deutsch ruhig zurück, wie er dazu käme, allen US-Amerikanern eine Kollektivschuld anzuhängen und woher er wisse, dass ich den Krieg unterstütze. Wie könne er sich sicher sein, dass es unter meinen Landsleuten nicht solche und solche gäbe. Hätten wir alle Deutschen für Nazis gehalten? Sei er Nazi, nur weil er Deutscher sei?

Der Typ gaffte mich verdutzt an. Ob das an meinem Deutsch oder an meiner Entgegnung lag, ich konnte es nicht erkennen. War mir auch egal. Immerhin arbeitete es hinter seiner Stirn heftig. Er brauchte einige Sekunden, ehe er verwirrt fragte: „Sie sind keine Amerikanerin?“

„Und wenn ich Fidschi wäre, rechtfertigt das Freiheitsberaubung?“

Er musterte mich unverhohlen von unten bis oben. Ich trug ein Kostüm im Landhausstil, dazu einen grauen Rollkragenpullover und braune Stiefel. Bis auf meine goldene Armbanduhr hatte ich auf Schmuck verzichtet. Sein Blick war ungewöhnlich intensiv, fast durchdringend. Ich konnte mich seinen leuchtend blaugrünen Augen nicht entziehen.

„Gehören Sie nicht zu der Regierungsdelegation?“, fragte er.

„Und wenn doch, was käme dann?“

Schlagartig spannte sich seine Gesichtsmuskulatur an. Zornig sagte er: „Na, hör mal! Seid Ihr die Kriegsverbrecher, oder wir?“

„Seid wann duzen wir uns?“, entgegnete ich kühl.

Der Mann war verunsichert, wusste nicht, sollte er jetzt auf Englisch, auf Deutsch, wie nun antworten? Beinahe resigniert zuckte er mit den Schultern und lenkte ein: „Tut mir Leid. Hier scheint ein Versehen vorzuliegen.“

„Versehen! Ich hab mich wohl verhört?“

„Jetzt wird's blöd“, sagte er und schenkte mir ein entwaffnendes Lächeln. „Ich helfe Ihnen mit den Koffern. Ich bringe Sie hier raus.“

Das war wohl eine Art Friedensangebot. Er wartete gar nicht erst mein Einverständnis ab, schnappte sich meine Koffer und zog los. Ich wollte protestieren, er bahnte sich aber schon einen Weg durch die Menge, meine Rufe nicht hörend. Mir blieb nichts anderes übrig, als mich an seine Fersen zu heften. Er stellte sich äußerst geschickt an. Plötzlich war der Schlachtenlärm verklungen. Wir standen an einer Hauptstraße, um uns war es ruhig, alles ging seinen normalen Gang, und zu meiner Verwunderung war da ein Taxistand, an dem sogar ein Taxi stand. Mein ungebetener Helfer setzte unter den misstrauischen Blicken des Fahrers die Koffer auf dem Gehweg ab und sagte: „Da wären wir.“

Mit säuerlichem Gesicht kroch der Taxifahrer aus seiner Benzinkutsche. Irgendwas stimmt an dem Mann nicht, schoss es mir durch den Kopf. Dann wusste ich, was es war. Der trug schwarze Lederhandschuhe. Das Detail kam mir unheimlich vor. Ich musste an Kidnapping denken.

Mein Kofferträger nickte mir zu und wandte sich zum Gehen.

Ich hielt ihn zurück, fragte, wie er heiße.

„Charles Grün.“

Ich glaubte, mich verhört zu haben. „Grün wie die Farbe?“

„Oder Grün wie die Hoffnung“, antwortete er lächelnd und ging.

„Wolln Sie nu fahrn oda wolln Sie nich?“, ließ sich der Fahrer ungeduldig vernehmen.

„Ja.“

„Wat ja?“

„Ich will.“

„Jut.“ Der Taxifahrer nahm mein Gepäck, verstaute es im Kofferraum und setzte sich hinters Steuer.

Ich stieg ein.

„Wo soll's hinjehn, Frollein?“

Ich blickte von der Rückbank nach draußen und überlegte. Nach der Aufregung war ich aus dem Konzept geraten. Wusste nicht, wollte ich weiter strikt nach Plan vorgehen oder eine Verschnaufpause einlegen.

Der Taxifahrer trommelte mit den Fingern aufs Steuer. „Sie können mir ooch fürs Stehn bezahln.“

„Fahren Sie zum Friedhof der jüdischen Gemeinde an der Heerstraße.“

Bei der Adresse blickte der Fahrer mich merkwürdig an, sagte aber nichts und fuhr los.

Es ging quer durch die Stadt. Der Jetlag machte sich bemerkbar, Müdigkeit überkam mich und es fiel mir schwer, die Augen offen zu halten. Die Handschuhe, denk an die schwarzen Handschuhe, dachte ich, du solltest jetzt nicht schlafen ... Ich mühte mich redlich, wollte mich von den neuen Eindrücken ablenken lassen, aber trotzdem fielen mir die Lider zu. Der Verkehr um mich herum, das Rauschen in meinen Ohren verstummte.

Auf einer schmalen, holprigen Straße im Wald wachte ich auf. Ich blinzelte auf dunkles Unterholz am Straßenrand und hohe Bäume. Erschrocken fuhr ich hoch. Wo fuhren wir hin? Was hatten wir im Wald verloren? Mir wurde mulmig. Die Straße war voller Schlaglöcher. Das Chassis ächzte und ich glaubte zu hören, wie das Auto auf dem Boden schrammte. Plötzlich riss der Taxifahrer das Lenkrad scharf nach rechts und wich auf den Grasstreifen aus. Ich rutschte in die Ecke. Er fluchte laut. Ein Auto raste an uns vorbei.

„Arschloch! Jibt's in dieser Stadt nur noch Irre?“, schimpfte der Taxifahrer. Er fuhr den Wagen wieder auf die Straße und bevor ich noch etwas fragen konnte, waren wir da. Der Wagen hielt auf dem Friedhofsvorplatz. Der Fahrer wischte sich mit einem weißen Taschentuch den Schweiß von der Stirn. Er war sehr blass und noch schlechter gelaunt als zu Beginn unserer Fahrt. Ich sah mich um. Der Friedhof lag im Stadtwald. Das hatte ich vergessen.

„Da wärn wir. Wolln Sie mit den Koffern uff den Friedhof oda soll ick warten?“ Unentschlossen schaute ich durch die Windschutzscheibe auf den leeren Platz vor dem Friedhofstor und strengte mich an, ins Hier und Jetzt zurückzufinden.

„Können Sie das Gepäck zu dieser Adresse fahren?“, fragte ich und gab ihm die Visitenkarte meiner Vermieter.

„Keen Problem. Und Sie?“ Er musterte mich im Rückspiegel.

Seine Art ärgerte mich. „Ick lass mir hier bejrabn.“

„Wärn Sie mal nich frech! Man wird ja wohl noch frajen dürfen“, sagte er beleidigt zu meinem Spiegelbild.

Ich fürchtete schon, er würde nun den Weitertransport meiner Koffer ablehnen und ich müsste sie selbst durch den Wald schleppen, doch der Mann war viel zu geschäftstüchtig, als dass er sich die zweite Fuhre entgehen ließ. Er drehte sich zu mir um, lächelte gezwungen und sagte: „Wie Sie wünschen.“

Ich zahlte und stieg aus. Die Luft roch nach Wald. Außer dem Vogelgezwitscher waren keine anderen Geräusche zu hören. Die Stadt schien weit weg zu sein. Der Friedhof lag vor mir wie eine Oase im Grünen. In die Gitterstäbe der Torhälften war der Davidstern eingelassen. Das Tor war angelehnt. Ich betrat den Hof. Zu beiden Seiten lagen niedrige Wirtschaftsgebäude, die den kleinen Platz einfassten. Auf der rechten Seite war neben einer Tür ein glänzendes Messingschild, das auf das Büro des Friedhofsvorstehers hinwies. Da ich weder jemanden sah noch hörte, der mir hätte weiterhelfen können, wandte ich mich dem Büro zu. Auch hier war die Tür angelehnt. Es herrschte eine unwirkliche Stille.

Ich durchschritt einen kleinen Vorraum, von dem aus ich ins Büro gelangte. Es war ein kleiner, einfach eingerichteter Raum, der von einem großen Schreibtisch und einem Aktenregal fast ausgefüllt wurde.

„Hallo! Ist hier jemand? – Hello!“

Keine Antwort. Nur diese Stille.

„Ich brauche eine Auskunft über ein Grab“, versuchte ich es erneut.

Das Klingeln des Telefons auf dem Schreibtisch ließ mich zusammenzucken. Es klingelte dreimal, dann war es wieder still. Ich blickte mich um. Auf der Tischplatte lagerten Papierstapel, in Behältnissen für den Postein- und -ausgang waren noch mehr Papiere. Der Arbeitsplatz war nicht aufgeräumt, er wirkte, als käme der Friedhofsvorsteher gleich zurück. Das Telefon klingelte wieder. Ich entschied abzuhängen, wollte zum Hörer greifen, doch im gleichen Augenblick verstummte es. Von

dem Büro ging eine weitere Tür ab. Sie war einen Spalt geöffnet. Die Stahlkappe eines Arbeitsschuhs lugte hervor. Mir wurde flau im Magen.

„Hello!?“

Nichts regte sich hinter der Tür. Ich nahm meinen Mut zusammen und öffnete sie. Bei dem, was ich sah, stockte mir der Atem und ich wich zurück. Der Raum war die Toilette, auf dem gekachelten Boden lag ein Mann. Seine Augen, weit aufgerissen, starrten zur Decke. Auf der Brust wies das blauweiß-karierte Arbeitshemd einen dunkelroten Fleck auf. Die rechte Hand krallte sich um ein Messer mit einer kurzen Klinge. Sie glänzte in dem durch das Fenster herein fallenden Licht.

Mein erster Impuls war Flucht, doch ich beherrschte mich. Der Tote konnte mir mit seinem Messer nichts mehr anhaben. Ich suchte nach einem Telefonbuch. Es lag in dem Aktenregal hinter dem Schreibtisch. Hastig schlug ich es auf, suchte die Notrufnummer der Polizei heraus und rief an. Es meldete sich sofort jemand.

„Kommen Sie schnell! Hier ist ein Toter auf dem Friedhof Heerstraße.“

„Wer spricht? Sprechen Sie Deutsch?“

In meiner Aufregung hatte ich Englisch gesprochen.

„Sorry, ja. Hier ist ein Toter. Friedhof Heerstraße“, wiederholte ich.

„Für’n Friedhof nischt Unjewöhnliches.“

Ich hörte den Polizisten am anderen Ende der Leitung grinsen.

„Imma mit de Ruhe und allet schön der Reihe nach. Sagen Sie, mit wem spreche ick?“

„Susan Bell.“

„Jut, Frau Bell. Sie sind Amerikanerin?“

„Ja.“

„Wo sind Sie?“

„Das habe ich Ihnen doch gerade gesagt: Auf dem Friedhof Heerstraße.“

„In der Jeend gib’s ‘ne Menge Friedhöfe. Der Friedhof Ruhleben, der Britische Friedhof, der Jüdische Friedhof. Welchen meinen Sie?“

„Den der jüdischen Gemeinde.“

„Jut, da sind wir ‘n ganzes Stück weiter. Und jesehn haben Sie den Toten wo?“

Die Menschen in dieser Stadt hatten etwas, das mich aufregte. „Ich habe ihn nicht gesehen. Er liegt hier vor meinen Füßen.“

Einen Moment lang war Funkstille.

„Was ist mit der Person?“ Der Polizist klang nun ernsthafter.

„Der Mann liegt erschossen in seinem Büro. Mehr weiß ich nicht.“

Der Polizist wurde sachlich. „Jüdischer Friedhof Heerstraße-Schlossstraße, richtig?“

„Ja“, sagte ich geduldig.

„Wir schicken einen Streifenwagen. Fassen Sie nichts an!“ – er hielt inne und ich glaubte zu wissen, was er gerade dachte: Das Telefon! Sie hat ...

Ich begab mich ins Freie. Die Baumwipfel rauschten im Wind. Mein Blick wanderte die Hauptallee hinauf zu den Gräbern. Es wunderte mich, nirgendwo eine Menschenseele zu sehen. War ich mit dem Toten allein? Ich korrigierte mich im Gedanken: mit den Toten musste es heißen. Im Hof gab es eine Bank, auf die setzte ich mich und suchte in meiner Tasche nach einem Erfrischungstuch. Natürlich fand ich in den unergründlichen Tiefen nicht das, was ich suchte, stattdessen fiel mir mein in schwarzes Leder gebundenes Notizbuch in die Hand. Um mich beim Warten auf die Polizei abzulenken, blätterte ich zerstreut darin. Es war ein ganz frisches Büchlein, das ich auf dieser Reise zu füllen beabsichtigte. Auf den ersten Seiten hatte ich mir als Gedächtnisstütze einige Plätze notiert, die ich unbedingt besuchen und über die ich mir Notizen machen wollte. Nun fiel mein Blick auf das Stichwort „Friedhof der jüdischen Gemeinde Heerstraße“. Ich konnte ergänzend hinzuschreiben: Toten gefunden, war aber ein anderer.

Das Ziel meines Forschungsprojektes war Paul Westheim. Auf diesem Friedhof sollte sein Grab sein. Dass er in Berlin verstarb, war Zufall. Der Tod überraschte ihn auf seiner letzten Reise. Westheim hatte früh seine besonderen Erfahrungen mit dem Tod gemacht. Als Einundzwanzigjähriger war er 1917 nur deshalb nach Berlin gekommen, weil das Schicksal mit ihm gnädig gewesen war. Seine schwachen Augen dürften ein Vorteil gewesen sein in einer Zeit, in der Millionen von Soldaten in den Kriegshochhöfen von Verdun und Somme verheizt wurden. Seine Physis machte ihn zwar nicht gleich wehruntauglich, aber sie ermöglichte ihm einen nur kurzen Militärdienst in der Schreibstube. Westheim musste nicht an die Front, er blieb vom Massentod auf dem Schlachtfeld verschont. Vielleicht half ihm in dieser schweren Zeit die Beschäftigung mit der Kunst, anderen aber wie seinem guten Bekannten, dem Bildhauer Lehmbruck, half die Kunst nicht. Lehmbruck verzweifelte und nahm sich das Leben mit Gas, während man in Versailles halbherzig am Frieden zimmerte. Westheim übernahm die traurige Aufgabe, den Nachlass von Lehmbrucks Atelier zu retten. Dafür gewann er die Berliner Nationalgalerie, die einen Teil des Nachlasses zeitweise bei sich aufnahm.

Lehmbruck war für mich eine merkwürdige Persönlichkeit, auf die ich erstmals durch meine Beschäftigung mit Westheim stieß. Er war ein Bildhauer, wie ihn Deutschland zuvor nicht gesehen hatte. Sein Werk sagte mir nicht viel und über seine Beziehung zu Westheim wusste ich wenig. Aber eines hatte ich bei meinen ersten Recherchen nicht übersehen können: Diesen Künstler hatte Westheim bis zu seinem Lebensende verehrt, seinem Werk maß er eine außerordentliche Bedeutung, ja nationale Geltung bei. Wegen Lehmbrucks Kunst hatte er seine letzte Reise unternommen, sie führte ihn erst nach Duisburg, wo er als Ehrengast an der Eröffnung des Lehmbruck-Museums teilnahm, und dann nach Berlin, in jene Stadt, die für lange Zeit sein Lebensmittelpunkt gewesen war.

Für Lehmbrucks letzte Dinge war das Duisburger Museum errichtet worden. Und für die letzten Dinge schien sich Westheim mehr interessiert zu haben als jeder an-

dere, denn der Tod war für ihn kein Tabu, er unterlag keinen Denkverboten. Mexiko war ein geeigneter Ort, über den Tod nachzudenken und somit war es wohl kaum ein Zufall, dass Westheim hier sein Buch über den Tod in Mexiko schrieb.

Es hatte etwas Verstörendes, dass ich Westheim auf dem Friedhof meine Aufwartung machen wollte und statt seines Grabs eine Leiche fand.

Ein Streifenwagen mit eingeschaltetem Blaulicht bremste hart vor dem Tor und riss mich aus meinen Gedanken. Zwei Polizisten stiegen aus und kamen auf mich zu.

„Frau Bell?“, fragte der eine Beamte.

Ich nickte. „Der Tote ist da drin.“ Ich zeigte auf die Bürotür des Friedhofsvorstehers. Der andere Beamte verschwand in dem Flachbau, während sein Kollege mir Fragen stellte. Kurze Zeit später kam der andere Polizist wieder heraus und eilte zum Wagen.

Die Kripo traf zwanzig Minuten später ein. Der Kriminalhauptkommissar stellte sich als Herwig Edfeld vor. Er sah krank aus und hatte einen melancholischen Blick. Die dunklen Ringe unter den Augen zeugten von anstrengenden Diensten. Sein Haar war schütter und wies erste graue Strähnen an den Schläfen auf. Ich schätzte ihn Ende Vierzig. Sein Atem roch nach Pfefferminz. Er bat mich noch um ein wenig Geduld und verschwand mit seinen Mitarbeitern im Büro. Kurz darauf kehrte er zurück und setzte sich neben mich auf die Bank.

„Sie sind Amerikanerin, Frau Bell?“

„Amerikanerin und Deutsche. Ich bin in Deutschland geboren.“

Der Kommissar nickte. Er kaute ein Kaugummi. Ich schaute ihm nur kurz auf den Mund, er registrierte es aber sofort.

„Entschuldigen Sie“, sagte er und nahm das Kaugummi heraus. Ordentlich wickelte er es in ein Aluminiumpapier und steckte es in seine Manteltasche. „Ich versuche mir gerade das Rauchen abzugewöhnen.“

„Wegen mir hätten Sie nicht aufhören müssen.“

„Mit dem Rauchen oder dem Kauen? Ich weiß, ein alter Scherz.“ Er lachte nicht.

„Ich hasse Kaugummikauende, die selbst im Gespräch nicht davon ablassen“, erklärte er. Düster fuhr er fort: „Manchmal kommt es mir vor, als habe ich das eine Laster für das andere eingetauscht.“ Er hing diesem Gedanken kurz nach und wandte sich dann wieder unserem Gespräch zu. „Sie kommen aus New York?“

„Ja.“

„Woher können Sie so gut Deutsch?“

„Meine Mutter ist Deutsche, wir sprechen zuhause Deutsch.“

„Verstehe. Fuhren Sie gleich nach ihrer Ankunft in Tempelhof hierher?“

„Nein, erst wurde ich durch eine Demonstration am Flughafen aufgehalten.“

Er nickte. „Sie haben sich einen ungünstigen Tag für ihre Ankunft ausgesucht“, meinte er.

„Was wäre denn ein günstigerer gewesen?“, fragte ich erstaunt zurück.

„Einer, an dem keine Bank überfallen wird und an dem es keine Demonstration gibt. Die Stadt steht gerade Kopf. Von dem Toten spreche ich da noch nicht. Sind Sie Jüdin?“

„Warum fragen Sie das?“

„Es wundert mich, dass es Sie nach einem anstrengenden Flug zuerst auf einen Friedhof zieht. Vielleicht sind hier Verwandte von Ihnen begraben. Mir ist noch kein Mensch begegnet, der nach einem Transatlantikflug gleich den Friedhof aufsucht. Und dieser Friedhof ist ein besonderer.“

„Nein, ich bin keine Jüdin. Bin aus Interesse hier.“

Kommissar Edfeld schaute mich fragend an. Er wartete auf eine Erläuterung.

„Es war eher Zufall, dass ich hierher kam. Ich hatte es mir nicht vorgenommen. Aber nach dem Trubel vor dem Flughafen suchte ich ein wenig Ruhe. Wo findet man die besser als hier? Ich hatte sowieso vor, diesen Friedhof zu besuchen, da er auf der Liste meines Arbeitsplans steht.“

Edfeld verstand mich nicht. „Merkwürdiger Untersuchungsgegenstand. Was hoffen Sie hier zu entdecken?“

„Das Grab von jemandem, über den ich forsche.“

Edfeld sah mich verständnislos an.

„Mein Forschungsthema ist Paul Westheim. Sagt Ihnen der Name etwas?“

Edfeld dachte kurz nach, schüttelte dann aber den Kopf. „Nie gehört. Aber bevor Sie einen Quiz beginnen, lassen Sie's. Ich mag Quiz nicht. Also: Wer war Ihr Toter?“ Ich sagte es ihm, beschränkte mich aber aufs Wesentliche, was bei dem Leben, das Paul Westheim geführt hatte, nicht leicht ist. Edfeld bekam die Kurzversion. Ich erzählte ihm, Westheim wäre ein berühmter Herausgeber und Autor gewesen, der in den Zwanzigerjahren in Berlin lebte. Wegen seines jüdischen Familienhintergrundes musste er vor den Nationalsozialisten fliehen. Mexiko wurde zu seinem Zufluchtsort.

„Auf seiner ersten Reise aus dem Exil kam er nach Berlin und blieb. Für immer. Und nicht freiwillig.“

„Hm.“

„Man begrub ihn auf diesem Friedhof. Seinem Tod haftet etwas von der Ironie des Schicksals an. Er hatte Berlin geliebt. Ich glaube aber nicht, dass er sich gewünscht hat, hier zu sterben.“

Edfeld lauschte meinen Ausführungen mit mäßigem Interesse. Derlei Schicksale gab es in dieser Stadt wohl zuhauf, er mochte sie nicht mehr hören. Er verstand auch nicht, warum ich, eine New Yorkerin, mich derart für einen Emigranten interessierte, dass ich nach dem Flughafen sofort den Friedhof ansteuerte, um sein Grab zu besuchen. Westheim hatte ja bis zu seinem überraschenden Tod nicht einmal in Berlin gelebt. Edfeld fand Westheim nicht wichtig, denn es gab keinen Zusammenhang zwischen seiner Grabstätte und dem Mordopfer. Diese Sichtweise war verständlich. Wie hätten wir das auch anders sehen sollen? Edfeld schenkte diesem

Punkt daher auch keine weitere Aufmerksamkeit. Er kam auf meine Ankunft auf dem Friedhof zurück.

„Sie waren allein, als Sie den Hof betraten?“

„Ja. Bis ihre Männer und Sie kamen.“

Er sah auf seine Armbanduhr. „Okay. Jetzt haben wir es 11.30 Uhr. Bis der Streifenwagen eintraf, vergingen vielleicht zehn Minuten, bis die Kripo hier war, noch einmal zwanzig Minuten. Sie fanden den Toten fast unmittelbar nach dem Betreten des Friedhofs. Da war er noch warm, wie der Gerichtsmediziner nach einer ersten Einschätzung meint. Das bedeutet, der Friedhofsvorsteher muss vor nicht einmal vierzig bis sechzig Minuten erschossen worden sein. Am helllichten Tage. Auf einem Friedhof. Die Verhältnisse in dieser Stadt werden immer verrückter.“

„Wer hat ein Interesse daran, einen Friedhofsvorsteher umzubringen?“, fragte ich.

„Wie viel Zeit ist vergangen, bis Sie den Toten gefunden haben?“, wollte Kommissar Edfeld wissen.

„Nur wenige Minuten, schätze ich. Da ich nicht weiß, wo sich das Grab befindet, wollte ich den Friedhofsvorsteher danach fragen. Ich ging gleich in sein Büro.“

Die breite Friedhofsallee lag noch immer so verlassen da, wie ich sie angetroffen hatte. Edfeld schaute nachdenklich die Allee hinauf. Sie lief direkt auf einen Gedenkstein zu.

„Der Friedhof ist abgelegen. Zu dieser Stunde kommen hier nur wenige raus.“

Ein Leichenwagen fuhr auf den Friedhof. Leichenträger gingen mit einem Sarg in das Büro.

„Wer ist der Tote?“, wollte ich wissen.

„Sehr wahrscheinlich der Friedhofsvorsteher. Fritz Biermann hieß er. Wir haben seinen Pass und seine Geldbörse gefunden.“

„Wurde er ausgeraubt?“

Edfeld schüttelte den Kopf. „Danach sieht es nicht aus. Das Geld ist da.“

„Verteidigte er sich?“

„Sie spielen auf das Messer an?“

„Ja.“

„Sieht nicht so aus. Vielleicht wollte er, es nutzte ihm aber nichts. Zurück zu Ihnen. Sie sind sich sicher, dass Sie niemandem begegnet sind? Die Tat ist wahrscheinlich unmittelbar vor Ihrem Eintreffen begangen worden.“ Edfeld blickte mich aufmerksam an.

Ich schüttelte den Kopf. „Wenn Sie einen Schuss meinen, ich habe nichts gehört. Es war still, als ich den Friedhof betrat. Diese Stille passt nicht zu einer Großstadt. Nun sind wir hier im Wald. Und in New York gibt es auch solche Ecken, an denen man genau diese Ruhe vorfindet.“ Ich blickte durch das Tor zur Straße. Da stand ein Reh und schaute zu uns herüber.

„Herr Kommissar, da war vielleicht doch jemand.“

Kommissar Edfeld wurde neugierig.

„Ich hatte geschlafen bis zu dem Augenblick, als wir auf diese Piste dort drüben einbogen. Ich war noch im Halbschlaf, da raste an uns ein Wagen vorbei. Wir mussten ausweichen, um nicht zu kollidieren. Der Taxifahrer war außer sich.“

„Konnten Sie den Wagen und den Fahrer erkennen?“

„Nein, es ging alles sehr schnell. Der Taxifahrer wird Ihnen da eine größere Hilfe sein.“

Kommissar Edfeld nickte und stand auf. Er steckte sich ein neues Kaugummi in den Mund. „Danke. Wir werden diesem Hinweis nachgehen. Sagen Sie, wie lange bleiben Sie in der Stadt? Wir werden vielleicht noch weitere Fragen an Sie haben.“

„Ich bleibe eine Weile.“

„Gut.“

Mein Hinterkopf pochte, für den Kopfschmerz war wie gewöhnlich meine Übermüdung verantwortlich. „Brauchen Sie mich noch?“, fragte ich.

„Nein, das war's fürs erste. Sie sehen müde aus und sollten sich bald schlafen legen. Kann Sie mein Kollege zum nächsten Taxistand bringen? Oder wollen Sie Ihre Suche fortsetzen? Drinnen im Büro gibt es sicher einen Lageplan der prominenten Gräber.“

Ich winkte ab. „Nein, Westheim läuft nicht weg.“ Ich erhob mich und strich meinen Mantel glatt. Wir gaben uns zum Abschied die Hand.

„Es tut mir leid für Sie, dass sich unsere Stadt von ihrer hässlichen Seite zeigt. Kein guter Start, aber es wird sicher besser. Ich wünsche Ihnen viel Erfolg bei Ihrer Arbeit. Und vielen Dank, dass Sie nicht weggelaufen sind und uns gerufen haben.“

„Einen Moment lang wollte ich nicht bleiben.“

„Ich weiß.“

Ein zweites Mal wurde ich an diesem Tag mit der Frage konfrontiert, wo es hingehen soll. Es war wie ein Déjà-vu. Doch dieses Mal zögerte ich nicht. Ich nannte dem Taxifahrer Grandpa's Adresse. Wenn es einen Menschen in dieser Stadt gab, dem ich von meinem Erlebnis berichten sollte, dann war das Gustav. Der alte Polizist hatte gewiss etwas dazu zu sagen. Auch eignete sich mein Erlebnis gut dazu, mein überraschendes Erscheinen abzumildern. Sollte mein Grandpa noch geistig fit sein, würde ihn die Angelegenheit bestimmt interessieren, umso mehr, wenn ihm diese seine Enkelin erzählte, die er sehr lange nicht gesehen hatte. Ich hoffte nur, dass Claire den Mund gehalten hatte. Bei meiner Mutter konnte ich mir nie sicher sein. Auf der Fahrt erschien mir West-Berlin schmutzig und heruntergekommen. Darin ähnelte es New York. Die glanzvollen Zeiten lagen weit zurück. Es hatte zu regnen begonnen. Die Scheibenwischer des Mercedes hatten gut zu tun. Der Fahrer, ein junger Mann mit Vollbart, versuchte, mit mir ins Gespräch zu kommen. Ich ließ es zu, auch wenn ich keine rechte Lust auf Konversation hatte.

„Wo kommen Sie her?“, wollte der Taxifahrer wissen.

„Aus New York.“

„Und was zieht Sie in die Mauerstadt?“

„Ein Forschungsprojekt. Ich schreibe an meiner Doktorarbeit.“

„Ach! Worüber denn?“

Die Frage hatte ich kommen sehen. Und als nächstes würde er sicher fragen: „Kann man davon leben?“ und ich würde antworten: „Ich hoffe es.“ Der Taxifahrer wollte aber nur das Thema wissen und ich stillte seine Neugier, indem ich ihm das erzählte, was ich schon dem Kommissar erzählt hatte. Doch anders als Edfeld interessierte sich der Taxifahrer für das Thema.

„Sie sind Völkerkundler“, sagte er bewundernd. „Oder sagt man heute nicht Ethnologie? Beide Begriffe bringe ich immer durcheinander.“

Dafür hatte ich Verständnis, denn das war Jacke wie Hose, auch wenn manche daraus einen Richtungsstreit machten. „Mit Völkerkunde liegen Sie nicht falsch. Aber Ethnologie hat den Glanz moderner Wissenschaft, sie wirkt jung, fortschrittlich ...“

„Dynamisch“, ergänzte er.

„Genau.“

„Die Völkerkunde wird ihr koloniales Erbe einfach nicht los, stimmt’s?“

Ich war mir sicher, einen abgebrochenen Ethnologiestudenten am Steuer zu haben.

„Dann kennen Sie bestimmt die Mead?“, fuhr er fort.

Überrascht schaute ich zu ihm nach vorn. Ein West-Berliner Taxifahrer kannte die berühmte US-amerikanische Ethnologin Margaret Mead. Das erstaunte mich, das musste ich ihr nach meiner Rückkehr unbedingt berichten.

„Ja“, antwortete ich, „die kenne ich gut. Aber woher ist sie Ihnen ein Begriff?“

Er grinste und antwortete ausweichend, er hätte das eine oder andere Buch von ihr gelesen.

Und ich hatte immer angenommen, nur wenige verirren sich in mein Orchideenfach.

„Ist eine fantastische Frau“, sagte er begeistert, „wenn auch exzentrisch, finden Sie nicht?“

Bei dem Thema schien der Taxifahrer Feuer gefangen zu haben.

„Nein, man ist mutig, wenn man sich unter nackte Ureinwohner mischt, mit ihnen durch den Wald streift und minutiös Sitten und Gebräuche studiert“, entgegnete ich.

Er lachte. „Von der Warte aus habe ich es noch gar nicht betrachtet. Sie haben recht. Die Mead ist eine sehr mutige Frau. Viele Männer sind nicht ein Bruchteil so waghalsig.“ Er blickte mich im Rückspiegel an. „Von ihrer Klugheit ganz zu schweigen. Schreiben Sie die Doktorarbeit bei ihr?“

„Sie sind nicht zufällig bei Hanussen in die Lehre gegangen?“, fragte ich lachend zurück.

Er schmunzelte. „Wenn ich Ihnen jetzt antworte, ich kenne den nicht, nehmen Sie mir das ab?“

„Wahrscheinlich nicht.“

„Also, die Mead ist Ihre Doktormutter?“

„Ja.“

Er nickte anerkennend. Es entstand ein kleine Pause, ehe ich bemerkte: „Sie kennen sich gut aus.“

„Ich interessiere mich ein bisschen für andere Völker und Kulturen. Wenn Sie in so einer Stadt wie Berlin leben, verstehen Sie das schnell. Dass wir ein hervorragendes Völkerkundemuseum haben, brauche ich Ihnen nicht zu erzählen?“

„Nein.“

„Ist nicht weit von der Adresse entfernt, zu der Sie wollen.“

„Ich weiß.“

„Haben Sie Verwandte oder Freunde in der Stadt?“ Er musste vor einer roten Ampel halten.

„Mein Großvater lebt hier.“

„Das ist also nicht das erste Mal in West-Berlin?“

„Nein. Als Sechsjährige war ich schon einmal hier.“

Er schaute überrascht in den Rückspiegel. „Seitdem haben Sie Ihren Großvater nicht mehr gesehen?“

„Ist ewig lange her.“

Er strich sich gedankenvoll durch den Bart. „Dann haben Sie ihn das letzte Mal ja nur als kleines Mädchen getroffen.“

„Ja. Und davor einmal in New York. Da war ich vier. Seitdem kennt er mich nur von Photos.“ Ich blickte auf die Straße.

„Ich will nicht indiskret sein, aber hatten Sie danach Kontakt?“

Indiskretion. Was für eine gewählte Ausdrucksweise in einem Taxi. In New York hörte ich das nicht oft.

„Ja, aber unsere Verbindung ist sporadischer Natur. Europa liegt nicht um die Ecke.“

„Wie alt ist der Alte?“

„Sechsendachtzig.“

„Jesus! In dem Alter können Menschen sehr eigensinnig sein.“ Mein Gesprächspartner schien sich auch in der Altenbetreuung auszukennen. Anstatt seine Gedanken weiter ausführen zu können, musste er sich auf den dichter werdenden Verkehr konzentrieren.

Ich schaute aus dem Seitenfenster. Die ersten Stunden in West-Berlin nagten an meinem Selbstbewusstsein, ich ertappte mich bei der Überlegung, ob es wirklich eine gute Idee war, bei Gustav unangekündigt aufzutauchen. Gustav war ein Greis. Und ein merkwürdiger Kauz zudem. Er war nicht gerade dafür bekannt, sich über Überraschungen zu freuen. Ich wusste nicht einmal mit Sicherheit, ob er noch in dem Haus wohnte, dessen Adresse ich genannt hatte. Ich war bisher ganz selbstverständlich davon ausgegangen. Nun kamen mir Zweifel. Ein bisschen spät, wie ich zugeben musste. Versessen auf seine beiden Enkelinnen war Gustav nie gewesen. Reisen liebte er auch nicht. Und mit zunehmendem Alter hatte er den Transatlan-

tikflug als Zumutung empfunden. Claire hatte ihn später noch einmal allein in Berlin besucht. Das war zugleich das letzte Mal, denn das Treffen war eine Katastrophe. Danach beschränkte sich Claire auf einen kurzen Anruf zum Weihnachtsfest und gelegentliche Postkarten. Meine Mutter sprach nie viel über Grandpa. Ich wusste daher wenig über ihn. Eigentlich hatte ich nur zwei Dinge über ihn erfahren: Dass er der Leiter einer Mordkommission gewesen und sie gegen seinen Willen in den Polizeidienst eingetreten war.

Wenn ich genauer darüber nachdachte, wusste ich ebenso wenig über meine Mutter. Je älter sie wurde, als desto anstrengender empfand ich sie. Vielleicht machte ich meine Reise nur, um Abstand zu gewinnen. Zugleich erhielt ich die Möglichkeit, Gustav näher zu kommen. Es war dafür zwar schon ein bisschen spät, aber vielleicht klappte die Annäherung trotzdem. Möglicherweise konnte Gustav mir einiges über Claire erklären. Es war eine vage Hoffnung. Es konnte aber genauso gut sein, dass Grandpa mich gar nicht wieder erkannte, mir womöglich den Zutritt ins Haus verwehrte. So etwas kam vor. Von solchen Geschichten hatte ich gehört. Was tat ich dann? Claire anrufen? Keine gute Idee! dachte ich. Hoffentlich hatte sie die Überraschung nicht zunichte gemacht, indem sie bei Gustav angerufen und meinen Aufenthalt verraten hatte.

Der Taxifunk lenkte mich ab. Ständig kamen aus der Zentrale Durchsagen über gesperrte Straßen und Polizeikontrollen. Ich wunderte mich über die vielen Polizisten an den großen Kreuzungen und die Mannschaftswagen, die mit Blaulicht an uns vorbeirasteten. Der Taxifahrer seufzte, als wir in eine Kontrolle gerieten und stoppen mussten. Man wollte unsere Papiere sehen, dann durften wir weiterfahren. Nach einigen Kilometern veränderte die Stadt ihr Erscheinungsbild, sie wurde grüner, Kastanien, Ulmen und Platanen säumten die Straßen. Auch der Verkehr ließ nach. Einmal sah ich einen stillgelegten Bahnhof. Die doppelstöckigen, sandfarbenen Busse erinnerten mich an London, dort waren sie aber rot und ein Blickfänger, als pittoreske Farbtupfen versprühten sie Charme. In Berlin dagegen war alles grau. Das Taxi bog in eine Seitenstraße ein, in der eindrucksvolle Häuser standen. Am Straßenrand parkten teure Edelkarossen.

Vor einer großen, herrschaftlichen Villa hielt das Taxi an. Wir waren da.

Ich blickte auf den imposanten Kasten. „Sind Sie sicher, dass wir richtig sind?“

„Das ist die Adresse, die Sie mir genannt haben. Stimmt was nicht?“

„Ich habe keinen Palast erwartet.“

Ich zahlte und stieg aus. Es regnete noch immer.

2.

West-Berlin 1972 | Erinnerungen des Kriminalhauptkommissars Herwig Edfeld
[im Folgenden nur noch „Edfelds Erinnerungen“]

An dem Tag lief es nicht gut für uns. Es fehlte nicht viel und die Berliner Polizei machte sich zum Gespött der Stadt. In eine Weddingener Filiale der Berliner Bank waren bewaffnete Männer eingedrungen und hatten Kunden und Bankangestellte in ihre Gewalt gebracht. Es ging alles sehr schnell. Die Täter hatten ihren Coup minutiös geplant. Eine ältere Passantin beobachtete zufällig den Vorgang und setzte einen Notruf ab. Doch ehe die Kollegen reagieren konnten und wussten, was genau in der Bank vor sich ging, war der Spuk auch schon vorbei. Denn sie blieben im Stau stecken und kamen zu spät, so dass sie nur noch die bestürzten Opfer vorfanden. Die Täter waren mit der Beute problemlos entkommen – dank der ungreiflichen Gedankenlosigkeit der Verkehrspolizei. Genau vor der Bank gab es eine Großbaustelle für die U-Bahnlinie 8, die die weiträumige Umleitung des Verkehrs an dieser Stelle erforderlich machte. Die Straßensperrungen brachten die Bank in eine Insellage, sie lud geradezu zu dem Überfall ein. Denn für die Einsatzkräfte war sie schwer erreichbar geworden. Die Bankräuber hatten die Schwachstelle erkannt und zu ihrem Vorteil ausgenutzt. Am Tatort konnten bloß noch die Spuren gesichert und Zeugen vernommen werden. Die Schwäche der Polizei hatte den größten Bankraub der Berliner Nachkriegsgeschichte möglich gemacht. Niemals zuvor war so viel Geld geraubt worden. Die Täter hatten es kühn eingefädelt und effektiv ausgeführt. Die hatten ihre Sache wirklich verstanden und die Polizei stand ziemlich dumm da.

Die Vernehmungen brachten wenig Ergebnisse und es konnten so gut wie keine brauchbaren Spuren gesichert werden. Lediglich ein ungefähres Bild vom Verlauf des Überfalls wurde rekonstruiert. Demnach standen plötzlich drei mit schwarzen Strumpfmasken maskierte und schwer bewaffnete Männer in der Schalterhalle in der Badstraße. Keiner der Kunden hatte sie vorher bemerkt. Sie waren wie aus dem Erdboden gewachsen. Zwei von ihnen hielten die Kunden und Belegschaft in Schach, der Dritte trieb die beiden Kassierer an. Sie mussten das Geld in Taschen stopfen. Gott sei Dank spielte niemand den Helden, es wurde kein Widerstand geleistet. Seit sich die Banküberfälle in der Stadt häuften, war den Bankmitarbeitern eingeschärft worden, alles zu unterlassen, was ihr und das Leben der Kunden gefährden konnte. Der Schutz von Leben hatte Priorität.

Vom Beginn des Überfalls bis zur Flucht der Täter vergingen laut Rekonstruktion des Tathergangs zwischen fünf und zehn Minuten. Es sprach nicht gerade für uns, dass wir die Zeit nicht exakter bestimmen konnten. Aber jedes Opfer behauptete etwas anderes und den Bankkunden, die ihr Gesicht in den rauen Teppichboden hatten pressen müssen, war der Überfall wie eine Ewigkeit vorgekommen. Die Kollegen waren eine Viertelstunde nach Eingang des Notrufs vor der Bank. Wären die